

**Das
LEBEN
nach der
braunen Flut**

**Erinnerungen und
Schicksale
von
Menschen
aus dem Wieratal**

Liebe Leserin, lieber Leser,

Eine aktuelle Auflistung ALLER bisher erschienenen Hefte aus der Reihe „Schönberger Blätter“ und die Möglichkeit zum Download finden Sie unter:

<http://www.krause-schoenberg.de/materialversand.html>

Beginnend mit Heft 48 wird die Reihe um einige heimatgeschichtliche und zeitgeschichtliche Beiträge erweitert.

Viel Spaß beim Lesen!

Rückfragen, Hinweise und Kritik richten Sie bitte an:

Joachim Krause, Thälmannstr. 16, 39291 Möser

Tel. 039222-687686,

E-Mail: krause.schoenberg@t-online.de Internet: <http://www.krause-schoenberg.de>



Jede Art der Nach-Nutzung, der Verwendung, der Herstellung von Kopien oder des Nachdrucks – auch von Textteilen – ist ohne Zustimmung des Herausgebers NICHT gestattet!

Druck: 16.09.24

Zuvor

Schon bei den ersten Recherchen zu den »Deutschen Christen« aus dem Wieratal und ihrem Siegeszug ins Deutsche Reich in den Jahren 1928 bis 1945 (später veröffentlicht in dem Buch „Im Glauben an Gott und Hitler“, Sax-Verlag Markkleeberg, 2018) hatte ich gehofft, dass ich nur in der Nachbarschaft herumfragen müsse, ob vielleicht noch jemand Dokumente aus jenen Jahren besäße, Fotografien, Tagebücher, Briefe ... Die Reaktion war unerwartet: Mir begegneten Schweigen, Abwehr, Unsicherheit. Ich rührte wohl an ein Tabu, da gab es offenbar tief sitzende Geheimnisse, Verletzungen, Ängste. Man wusste wohl wirklich nicht viel, in den meisten Familien war über diese Zeit und das damalige Geschehen nie gesprochen worden. Aber nach den ersten öffentlichen Veranstaltungen brachte mein anfangs ergebnisloses Fragen bei den alteingesessenen Bewohnern dann doch Erfolge, sie stöberten auf ihren Dachböden, erzählten mir mancherlei, ermöglichten Einsicht in Fotos und Urkunden. Dabei sind mir auch einige Berichte von unmittelbar beteiligten Zeitzeugen „zugelaufen“. Ein paar dieser zeitgeschichtlichen Zeugnisse will ich hiermit öffentlich machen, dabei aber weiterhin die beteiligten Familien schützen. Deshalb sind manche Namen, Lebensdaten und Ortsangaben in den Texten (z. B. mit X.) anonymisiert worden.

Joachim Krause

Inhalt

„Mein Leben“ – ein Lebensbericht	3
„Einiges aus meinem Leben“ – Erinnerungen	10
„In Memoriam Walter Landgraf“	13
„Ein kirchlicher Sumpf“	15
„Entzaubert“ – ein Zeitzeugenbericht	16

„Mein Leben“

Auszüge aus einem Lebensbericht, niedergeschrieben von Altbauer X. aus dem Wieratal 1988, im Alter von 82 Jahren

1906 wurde ich als elftes Kind meiner Eltern geboren. [...]

Wir Geschwister wurden von unseren Eltern christlich erzogen. Mittags und abends als Tischgebet: Gesangbuch Nr. 372, 1 Strophe. Da wir mit unseren Dienstboten in einem Raum aßen, beteten alle mit (13-14 Personen). [...]

Im Herbst 1921 schickte mich mein Vater – gegen meinen Willen – zur Landwirtschaftsschule nach Altenburg. Ich wollte eigentlich Pfarrer werden, wurde aber vom Vater abgewiesen, weil dafür keine Mittel zur Verfügung standen. [...]

Im Jahre 1926 gründeten mein Bruder X., Lehrer Kurt Thieme und ich den „Turnverein Flemmingen“. [...]

Der Nationalsozialismus

Da nun der Nationalsozialismus auch in unsere Dörfer eingezogen war, trat ich 1932 in die Partei¹ ein. Auch dem Pfarrer- und Lehrerkreis im Wieratal, unter Führung von Pfarrer Julius Leutheuser in Flemmingen und Pfarrer Leffler, Niederwiera, trat ich bei und wir trafen uns wöchentlich.

Daraus ging dann die kirchliche Bewegung „Deutsche Christen“ hervor, die eine Volkskirche zum Ziel hatte, welche aber nach Kriegsende aufgelöst wurde. Anfangs war ich bei der SA. Man sprach mir aber Führungseigenschaften nach und ich sollte eine Hitler-Jugend-Gruppe gründen und wurde HJ-Führer. In kurzer Zeit war ich mit 25 Mann angetreten und fast jeden Sonntag unterwegs in Städten und Dörfern zu Propagandamärschen.

1933 [...] wurden ich und meine Frau in der Kirche Flemmingen von Pfarrer Leffler, Niederwiera, getraut.

Im gleichen Jahr übernahm ich das väterliche Gut in Jückelberg [...] mit Altenteilen und Verzinsung und Auszahlungen an die Geschwister. [...] Es war für mich eine schwere Aufgabe, aber ich hatte den festen Willen, dieses Vertrauen [...] zu rechtfertigen. Da mein Vater durch zu hohe finanzielle Belastung extensive Wirtschaftsweise betreiben musste, hatte ich mir vorgenommen, den Betrieb zu intensivieren. Ich nahm Darlehen und Kredite auf, schaffte Maschinen und Geräte an, baute zu diesem Zweck einen großen Maschinenschuppen, kaufte nach und nach zwei Heuaufzüge, zwei Garbenablader, einen 20-PS-Lanz Bulldogg² mit Zweischarpflug und Scheibenegge, einen breiten Garbenbinder, eine Kartoffeldämpfanlage. Auch in der Viehwirtschaft wurde aufgestockt, speziell Schweinemast. Jeden Monat gingen acht fette Schweine auf den Markt, 200 Legehühner, selber aufgezogen. Frühkartoffelanbau, zu diesem Zweck 100 Stück Vorkeimkisten. Auch an der nötigen Grunddüngung und den zusätzlichen Futtermitteln wurde nicht gespart.

Fazit: Meine Einnahmen stiegen gewaltig, ich konnte Schulden abzahlen und 1935 kaufte ich mir einen neuen PKW Opel-Olympia, Kaufpreis 2.800,- Mark.

Durch die Politik und Wirtschaftsweise Hitlers ging es ja auf allen Gebieten rasant aufwärts, alle Menschen waren begeistert und zufrieden. Der Sozialismus wurde allgemein anerkannt. Aber dann kam Hitlers verheerende Außenpolitik, die uns dann den Krieg und den völligen Zusammenbruch brachte. [...]

¹ NSDAP

² Traktortyp

Meine Ämter Als Bauer und Parteimitglied sprach ich auf Versammlungen und das brachte mir eine Berufung als Leiter der Hauptabteilung I (Der Mensch) in der Kreisbauernschaft Altenburg ein [...]. Zu gleicher Zeit wurde ich auch Ortsbauernführer in X. Der Kreisbauernführer wiederum berief mich zum Landjugendwart für den Kreis Altenburg-Land. In Ausübung dieser Funktionen war ich neben meinem Beruf zweimal in der Woche in Altenburg in meiner Dienststelle [...] Als Landjugendwart war ich viel in den Dörfern des Kreisgebietes zur Werbung in Versammlungen unterwegs. Innerhalb unserer Partei-Ortsgruppe „Wieratal“ hatte ich folgende Funktionen übernommen: Blockleiter in X., Zellenleiter für die Orte Jückelberg, Flemmingen, Beiern und Steinbach.

Außerdem war ich für die eben genannten Orte Leiter der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt). Das heißt, ich hatte die Aufgabe, ausgebombte Familien und rückgeführte Familien aus besetzten Gebieten in den Ortschaften unterzubringen. Dazu musste ich in allen Wohnungen und Gebäuden der obengenannten Orte Wohnraum für die Familien und Ausländer beschlagnahmen und für Öfen, Betten, Decken, Lebensmittel u. a. Sorge tragen. Ich habe während der ganzen Kriegszeit etwa 120 Familien einquartiert. Da ich bei den Geschäftsleuten nicht immer die nötigen Gegenstände bekam, habe ich sie mit Lebensmitteln von mir, mit Eiern, Geflügel, Wurst, Fleisch und Geld überredet, damit ich meine Schützlinge versorgen konnte. [...] Außerdem war ich als Ortsbauernführer verpflichtet, im Ort bei Berufskollegen, die im Kriegsdienst waren, die Felder mit zu bestellen (Drillen und Hantieren).

Als der Krieg ein absehbares Ende annahm, wurde ich beim sogenannten Volkssturm [...] ausgebildet, [...] aber wir brauchten nicht in Aktion zu treten, denn es kam der 12. April 1945 und der Krieg war zu Ende. In den Nachbardörfern waren schon die Amerikaner mit Panzern einmarschiert [...] Alle Menschen waren voller Angst und Verzweiflung. [...] Meine Mutter kam [...] zu mir ins Schlafzimmer, fiel mir um den Hals und meinte, was nun kommen würde, möchte sie nicht mehr erleben. Ich habe sie getröstet, aber schlafen konnte ich nach der ganzen Aufregung auch nicht. [...] Am anderen Morgen, ich ging zu meinen Pferden in den Stall, [...] bekam ich einen Schreck, schaue zum Fenster nach dem Teich und sehe sie im Wasser liegen [...] – zu spät! [...] In Niederhain [...] bekam ich einen zweiten Schock, als ich sah, wie etwa 30 meiner Gesinnungsgenossen, unter strenger Bewachung von US-Soldaten, auf einer Wiese saßen und auf den Abtransport warteten. Ich hoffte nur, dass ich nicht erkannt wurde [...]

Am 1. Juli 1945 rückten die Amis wieder ab, ohne irgendwelche Komplikation, und die Sowjets marschierten in unser Dorf. [...] Wie ein Alpdruck lag die Besatzung auf den Menschen, aber im geheimen wurden viele durch Deutsche denunziert. So kam es, dass ich auch mit verhaftet werden sollte. Das wurde durch einen Kommunisten, welcher aus dem Konzentrationslager befreit worden war und dessen kinderreiche Familie (acht Kinder) ich in Kriege als Nationalsozialist immer mit Lebensmitteln unterstützt hatte, zunächst verhindert. [...] Er hatte an einer geheimen Sitzung in Steinbach teilgenommen, wo die Liste der zur Verhaftung vorgesehenen Personen festgelegt wurde. Er war gegen meine Verhaftung, kam zu mir und erklärte, er würde sich für mich einsetzen. [...] Kaum hatte er meinen Hof verlassen, kam die Polizei und bat mich, am 27. Juli 1945 nachmittags 15 Uhr in Frohnsdorf auf der Polizeistation (rotes Haus) zu erscheinen. [...] Als ich mein Haus verließ, bat mich meine Frau, ich sollte doch noch Kaffee trinken und etwas essen. Ich erwiderte ihr: Ich werde nicht lange sein, den trinke ich dann nachher. (Dabei vergingen 3 ½ Jahre, ehe ich meine Frau und meine drei Kinder wieder in die Arme nehmen durfte, im Dezember 1948).

Meine Verhaftung

Von Frohnsdorf aus wurde ich mit meinen Kameraden Kurt Trenkmann, Hinteruhlmansdorf, Erwin Vogel, Heiersdorf, Lehrer Pfeiler, Göpfersdorf, Erich Kolditz, Göpfersdorf, Otto Langer, Frohnsdorf und Ewald Winter, Frohnsdorf vom Bahnhof Wiesebach nach Altenburg gebracht ins Landgerichts-Gefängnis und der sowjetischen Militärmacht übergeben. Dort blieben wir bis zu unserem Abtransport am 27. September 1945 nach Buchenwald. [...] An Verpflegung gab es morgens 1 Tasse Kaffee oder Tee und ein Stück Brot ohne Zubehör. Mittags 1 Schlag Essen, nicht zum Sattwerden, abends 1 größere Tasse Milch und Brot. Mein Bruder [...] hat mir dann immer Esspakete und Post von zu Hause durch eine Wärterin, die er gut kannte, in die Zelle geschmuggelt. [...] Außer Hofgang gab es für uns Häftlinge nur noch als Freizeitbeschäftigung Tüten kleben, Holz hacken [...]

Ich hab noch in schmerzlicher Erinnerung, als ich wieder einmal allein in der Zelle war, im Hinterhof waren meine Kumpels beim Holz hacken, unsere Fenster waren von außen mit Lichtblenden versehen, aber an den Seiten eine freie Sicht nach außen, etwa 5 Zentimeter Zwischenraum mit dem Blick auf die Gartenstraße. Dort kamen oft Frauen, um sich mit ihren Männern durch die Schlitze zu sehen und etwas zuzurufen. Im Hof unten stand ein Wachposten mit Gewehr bei den Holzhackern. In der Zelle über mir unterhielten sich zwei Männer (Häftlinge) mit ihren Frauen, der Posten verwarnte die Männer dreimal, sie folgten ihm nicht. Als sie sich wieder mit ihren Frauen unterhielten, gab es einen Schuss, und es war Ruhe, ich hörte nur einen Plumps und eine Aufregung ging durch die Korridore. Blut floss unter der Tür auf den Gang. [...] Fazit: Auf der Flucht erschossen, die Leichen werden ihnen nicht ausgehändigt. [...]

Nach Buchenwald

Am 27. September 1945 mitten in der Nacht 3.00 Uhr ging eine Aufregung durch die Gänge und Zellen des Landgerichts und alle politischen Häftlinge mussten sich anziehen. Vor dem Gerichtsgebäude hielten zwei Altenburger Busse, die uns bekannt waren und wir werden ohne Gepäck, nur was wir auf dem Leibe hatten, in die Fahrzeuge eingeladen, etwa 60-70 Mann. Mit unbekanntem Ziel ging es ab, froh darüber, dass wir 10 Wochen so überstanden hatten, in der stillen Hoffnung, dass wir es nun besser haben würden. Nach vielstündiger Fahrt kamen wir bei Tagesanbruch in Weimar an, verließen Weimar wieder, auf dem Ettersberg am Konzentrationslager Buchenwald war Halt. Ich hatte noch nie von einem derartigen Lager gehört oder gewusst. Als wir vor dem Eingangstor standen, waren wir förmlich erschüttert, als wir die Häftlinge in gestreiften Mänteln sahen, abgemagert, auf der Schulter ein Brett mit 5-7 Ziegelsteinen beladen, die in wankendem Schritt die Steine ins Lager zu einem im Bau befindlichen Wohnblock trugen. Am großen Eingangstor stand: „Jedem das Seine“. Wir wurden sofort, ohne uns umzusehen, in eine Holzbaracke gebracht. Dort bekamen wir nach langem Warten etwas zu essen und wurde uns klargemacht, dass wir hier 14 Tage bleiben müssten, als Quarantäne. Erst nach dieser Zeit wurden wir in einen einstöckigen, massiven Wohnblock für 120 Mann verlegt. Der Aufgang zum obersten Stock, den ich mit bezog, war ein Treppenaufgang von zwei Seiten an der Außenwand, Doppelbetten übereinander, in jedem der vier Räume des Wohnblocks 30 Mann schlafen, wohnen und essen. Einen Waschraum mit warmem und kaltem Wasser und einen anderen Raum mit vier Spülklosetts. Die Bettlage mit Hobelspänen gefüllt und eine warme Decke. Beköstigung: täglich 400 Gramm Brot, kein Zubehör, 1 Esslöffel Zucker, früh: ½ Liter Graupensuppe, mittags: ½ Liter warmes Essen mit Fleisch- oder Fischgeschmack, aber sehr dünn und flüssig. Da ich fast mit zur ersten Belegschaft des Lagers unter sowjetischer Regie gehörte, wurde ich mit zu den Aufräumarbeiten des Lagers nach Befreiung durch die Amis beordert. Meine erste Arbeit war, mit ande-

ren Häftlingen das Krematorium zu entrümpeln. Was sich da unseren Augen bot, hatte uns in Schrecken versetzt, zumal uns nicht bekannt war, was sich dort abgespielt hatte. Zuerst mal drei Verbrennungsöfen für Leichen, welche von je zwei Seiten beschickt werden konnten. Also sechs Leichen auf einmal! Dann kam ein Raum mit einem weiß gekachelten Seziertisch und an den gekachelten Seitenwänden verchromte große Haken zum Aufhängen von Körperteilen und auf Konsolen in Spiritusgläsern Innereien von Menschen! Im anschließenden Hof ein Berg von gefüllten und leeren Urnen.

Nachdem wir alles aufgeräumt hatten, wurde das Gelände abgesperrt und durfte nicht wieder betreten werden. Das ganze Lagergelände, ich schätze 15-20 ha, war von einem 3 Meter hohen Maschendrahtzaun umgeben, elektrisch geladen, und von etwa 14 Wachtürmen, welche Tag und Nacht besetzt waren. Das ganze Lager war in zwei Hälften eingeteilt. Das sogenannte Judenlager, nur Holzbaracken zu ebener Erde, und die andere Hälfte für internationale und deutsche Häftlinge in massiver Bauweise. Im Lager gab es noch den Wirtschaftshof, die Gärtnerei, die Großküche, Bäckerei, Ambulanz, Wäscherei, Desinfektion, Bad, Schlosserei und Magazin.

Ich musste das Judenlager mit abreißen. Dabei ging mir das Grauen hoch, was wir dort studieren konnten, wie unmenschlich und grauenvoll mit diesen Menschen umgegangen worden ist. Die Räume starrten von Ungeziefer, Flöhen, Wanzen. Ihre Notdurft mussten sie zu jeder Jahreszeit nach einem Fußmarsch von etwa 100 Meter im Freien in einem Raum, der keine Seitenwände hatte, also nach allen Seiten offen war, auf einer Stange sitzend verrichten, und auf der gegenüberliegenden Seite konnten sie sich nur kalt waschen. Wie viele werden sich dabei eine Krankheit, die zum Tode geführt hat, geholt haben? Was ich aber noch unmenschlicher fand, war folgende Feststellung: Die Strafbaracke für Juden. Da wir auch bei unseren Häftlingen welche dabei hatten, die schon zu Hitlers Zeiten in diesem Lager waren und die uns den Ablauf erklärt haben, beruhen meine Angaben auf Wahrheit. Die Strafbaracke für Juden, ich habe sie mit abgerissen, war eine große Holzbretterscheune ohne Heizung, an beiden Giebeln zwei große Flügeltore, an den Längsseiten die Schlafgelegenheiten für die Häftlinge in drei Etagen übereinander, die Liegeplätze so schräg auf Brettern ohne Unterlage, damit sie nicht runter rutschten, unten eine Fußleiste zum Anstemmen, ohne Decke. Am Ende des Mittelganges in einer heizbaren Glaskabine der SS-Wachmann zur Beobachtung, wenn die Häftlinge unruhig wurden, öffnete der Wachmann beide Flügeltore, bis wieder Ruhe eintrat.

Wir hatten es im Verhältnis zu dem Geschilderten schon humaner, nur der Hunger und die Verbindung zu den Angehörigen, die uns fehlte, machten uns schwach. Unser Lager hatte sich inzwischen auf 12.000 Mann angefüllt. Wir konnten uns anfänglich auch im Lager frei bewegen, aber das gefiel den Sowjets nicht, und so wurde jede Baracke einzeln eingezäunt. Früh nach dem Frühstück mussten alle auf den Appellplatz zum Durchzählen, dasselbe nach dem Abendessen. Als einmal fünf Häftlinge geflüchtet waren – sie hatten sich unter dem Stacheldraht einen Tunnel gegraben, und bei dichtem Nebel und Flockenwirbel war ihnen die Flucht auch gelungen – bekamen wir alle drei Tage nichts zu essen und zu trinken und standen von abends 7.00 Uhr bis nachts 3.00 Uhr bei minus 5 Grad ohne Mantel auf dem Appellplatz. Alle mussten stehen, Kranke und Fieberkranke, Alte und Gebrechliche. Als wir bei Mondschein vom Appellplatz abrückten, sah der Platz schwarz von Leichen aus. [...] Für mich war der Hunger manchmal unerträglich, nur trockenes Brot und dünne Suppe. In einem Schlag Erbsensuppe hatte ich 12 Erbsen gezählt! An jedem Tag wurde davon geredet: Was werden wohl unsere Leute zu Hause essen, wenn es gerade ein Sonntag oder Feiertag war? [...]

Mein Freund Willy Schmidt, Bürgermeister aus Flemmingen, kam als Häftling in unser Lager. Ich suchte ihn sofort auf, um etwas aus meiner Heimat und von meiner Familie

zu erfahren. Er sagte zu mir: Dein Gut ist dir enteignet und deine Frau mit ihren drei Kindern, 10 Jahre, 7 Jahre und 1 Jahr alt, sind bei den Schwiegereltern in X. untergebracht. Ich wollte es nicht glauben, [...] bekam einen Nervenschock und Weinkrämpfe. [...]

So ging auch der Winter 1946/47 vorbei. Mit einem Male begann eine Musterung aller Häftlinge – die erste Parole: Entlassung in die Heimat! – und viele wurden aus ihren Baracken in andere Baracken umgelegt, [...] ein völliges Durcheinander. Wir mussten zur Desinfektion, baden und wurden neu eingekleidet: Filzstiefel, pelzgefütterte Jacken und Wattejacken sowie Pelzmützen, sehr gutes Essen mit Fleisch – zum ersten Mal seit der Verhaftung 1945. Ich sagte zu meinen Kumpeln: Das geht nicht nach Hause, das geht in die kalte Zone! Alle waren enttäuscht, sie glaubten immer noch an Heimfahrt. Wir bekamen es auch nicht zu wissen, wo es hinging. Nach acht Tagen dann war es soweit, wir durften die Baracke in dieser Zeit nicht verlassen (Quarantäne) und wurden streng bewacht.

Abfahrt nach Sibirien

Und am 8. Februar 1947 ging es zum Abtransport auf den Bahnhof Buchenwald. Als ich durch das Lagertor ging, fühlte ich schon eine Freiheit und dachte an die, welche zurückbleiben mussten. Ehe wir in die Viehwagen einsteigen durften, wurden wir noch einmal gründlich gefilzt und was man noch von zu Hause hatte als Andenken oder was einem sonst lieb war – Fotos, Brille, Fußeinlagen, Messer usw. – alles wurde auf einen Haufen geworfen auf Nimmerwiedersehen. Wir waren genau 1.200 Mann, in jedem Viehwaggon 60 Mann. Als Sitzgelegenheit hatte jeder seinen Wäschebeutel mit dem Rücken zur Wand. Wir saßen ganz dicht beieinander, denn eine Heizung gab es nicht. [...] Als einzige Lichtquelle im Waggon ein vergittertes Fenster, oben kurz vor der Decke 20 x 40 cm, sonst nie Beleuchtung, für die Notdurft ein kreisrundes Loch im Waggonboden, Durchmesser 30 cm, vergittert. Dreimal am Tage gab es Verpflegung aus dem mitgeführten Verpflegungswagen, wo auch die Kochkessel (Feldküche) von russischen Wachmannschaften bedient wurden. Früh: jeder einen Becher heißen Kaffee, dazu Röstbrot. Mittags: ein schmackhaftes, gutes Essen. Abends: Nochmals Tee und Röstbrot. Wie wir nach der Sonne urteilen konnten, fuhren wir in südöstlicher Richtung, denn wir wussten immer noch nicht, wo wir uns befanden. Bis auf einmal der Zug hielt und wir auf russische Breitspur³ umgeladen wurden. Da ehemalige Kriegsteilnehmer dabei waren, sagten sie, wir sind in Brest. Da wir uns durch das Fenster nicht genau orientieren konnten, kamen einige auf den Gedanken, da sie noch ein Messer bei sich hatten, durch die Seitenwand des Waggons, welche aus Holzbohlen waren, kleine Gucklöcher zu bohren, dadurch konnten wir die Gegend beobachten und ich muss sagen, solange wir durch ehemaliges Kriegsgebiet gefahren sind, lag kein Stein mehr auf dem anderen.

Erst als wir nach drei Wochen Fahrt in Moskau zum Baden und Rasieren ausgeladen wurden und neue Wäsche erhielten, fühlten wir uns wieder wie Menschen, Als wir zum Baden an Bahngleisen entlang liefen und uns auf dem Nebengleis eine Lok entgegenkam, warf sich ein ehemaliger Wehrpolizist, den ich von Buchenwald her kannte, vor meinen Augen unter die vorbeifahrende Lok und war sofort tot, wahrscheinlich plagte ihn ein schlechtes Gewissen. Nachdem wir wieder eingeladen waren und drei Tage auf den Schienen standen, ging die Fahrt weiter. Unterwegs kam eine sowjetische Ärztin in unseren Waggon und erklärte uns: Wir befinden uns auf der Fahrt zur „Wiedergutmachung“ und wir würden bei guter Führung zum „Wiederaufbau“ eingesetzt. Nach Ankunft am Zielort dürften wir auch nach Hause schreiben, dazu gab sie uns

³ bei der russischen Eisenbahn wird eine andere Spurweite verwendet als in Deutschland

vorgedruckte Postkarten. Wir waren darüber alle sehr erfreut, was sich dann auch bewahrheitete. Es waren Postkarten mit Rückantwort. Nun kam zum ersten Mal Verbindung zur Familie, natürlich vergingen zwei Monate, ehe die erste Post von zu Hause aus Beiern ankam, später mit angenähertem Foto von Frau und Kindern. Von da an fühlte man sich nicht mehr wie ein Häftling und die Begeisterung war groß. Unsere Fahrt ging nun weiter über Kuibyschew, Ufa durch den Ural auf asiatisches Gebiet über Kartaly, Akmolinsk, bis wir am 31. März in Karaganda (Kasachstan) landeten. Etwa 5-6.000 Fahrtkilometer. 580 Kilometer von Karaganda entfernt liegt Baikonur, wo heute die Raumfahrt startet und landet. Es ist ein Steppengebiet, ganz eben, nach jeder Richtung 80 Kilometer freie Sicht, es gibt keinen Wald, nur vereinzelt ein Baum. Es wächst normal nur Steppengras. [...]

Die Temperaturen schwanken im Sommer bei plus 64 Grad bis minus 64 Grad in extremen Tagen, wie ich es selbst erlebt habe. Das Schlimmste war der Wassermangel, das musste jeden Tag mit Tankwagen herangefahren werden, was bei Schneesturm mit 100 Kilometer pro Stunde manche Tage nicht möglich war, da konnte eben nicht gekocht werden. Deshalb wurden wir eingesetzt, um Wasserleitungsgräben 3,5 Meter tief auszuschachten, bei 2 Meter Bodenfrost. Dann ging es an Straßen- und Häuserbau und später auf den Kolchos⁴. Die hier ansässigen Einwohner wohnten noch in Erdmieten. Also Wiederaufbau! [...] In unserem Lager hatten wir gute Unterkunft und auch bessere Verpflegung wie in Buchenwald. [...]

Im Lager begann [...] eine Aufregung, denn es wurden viele zur Vernehmung geholt, auch mein lieber Bruder Adolf, er lag ja immer mit mir zusammen. Etwa 70 kamen in einen anderen Block und wurden durch Außenposten mit M.G. bewacht, dadurch riss die Verbindung zu meinem Bruder ab. Da ich aber seine Post empfangen durfte, habe ich mich in der Dunkelheit an sein Fenster herangerobbt und ihm alles leise vorgelesen, denn die Fenster waren ja vergittert. Wenn mich der Posten gemerkt hätte, durfte er auf mich schießen. Das war meine letzte Begegnung mit meinem Bruder. Eines Tages kamen sie alle weg, wie wir später erfuhren, ans nördliche Eismeer. Da er Sonderführer in der Ukraine gewesen war, erhielt er 25 Jahre Verbannung. Erst als Bundeskanzler Adenauer, Bonn, nach Moskau gefahren war, wurden sie in die Gegend von Moskau zurückverlegt. Von da konnte er auch nach Hause schreiben und Pakete empfangen. Dort ist er 1951 im Lager Brjanka (Ukraine) an Gelbsucht gestorben. [...] Dabei wurde es Herbst 1948. Ich war in der Lagerschmiede, um mir auf dem Schmiedefeuer ein Essgeschirr voll organisierte⁵ Kartoffeln zu Brei zu kochen, was verboten war. Ich kam damit in meine Baracke zurück, wir lagen da etwa 100 Mann, man sagte mir: Wo warst du denn? Ich frage: Warum fragt ihr? Du bist als einziger aufgerufen, sofort zur Schreibstube zu kommen. Es war der der Hochzeitstag meiner Eltern. Mir pocht das Herz. Da hat mich jemand bei meinem Kartoffelkochen verpetzt, o weh! Als ich dort eintraf, saßen schon sechs andere Kumpels da und ahnten auch nichts Gutes. Jetzt kam der russische Lagerkommandant und erklärte uns, nachdem unsere Personalien geklärt waren, und mir alle Gegenstände vorlegte, welche mir bei meiner Verhaftung vor 3 ½ Jahren abgenommen wurden (Personalausweis, Führerschein, Jagdschein, Uhr, Taschenmesser usw.): Innerhalb von 8 Tagen nach einer Quarantäne geht es in die Heimat zurück. Ich bin in die Baracke zurück, mir hat an diesem Abend kein Essen geschmeckt, auch mein Kartoffelbrei nicht. Ich schrieb sofort eine Karte nach Hause, welche am selben Tage mit mir in der Heimat ankam. [...]

Schlusswort

⁴ landwirtschaftlicher Großbetrieb in der Sowjetunion

⁵ illegal beschaffte Kartoffeln

[...] Dass ich mich mit den Realitäten des Lebens bei allen Widerständen und Enttäuschungen zurecht gefunden habe, war der vom Elternhaus tiefgegründete Christusglaube und mein Vertrauen in Gottes Führung! [...]

Schon als Schüler der Volksschule von 1912-1920, als Kirche und Schule noch nicht getrennt waren, und wir bei jedem Gottesdienst in Chor mit Orgelbegleitung sangen, faszinierend mich immer die Predigten unserer Pfarrer und die gefüllte Kirche. Der Pfarrer verband die Auslegung der Bibelworte immer mit den Realitäten im alltäglichen Leben. Und aus dieser Überzeugung kam auch ich als Jüngling zu meinem Glauben. Mein Vater hatte mir ein wertvolles Taschenmesser geschenkt. Ein Souvenir zu Kaisers Geburtstag, auf dem Heft des Messers war Kaiser Wilhelm II. in bunter Uniform auf der einen und mit einem Spruch auf der anderen Seite: „Mit Gott für Kaiser und Reich“. Dieses Taschenmesser hatte ich, als ich über eine Wiese ging, im hohen Gras verloren. Für mich brach eine Welt zusammen! Ich habe gesucht und gesucht, mein Messer aber nicht gefunden, für mich erschien der Erfolg aussichtslos. Da dachte ich an den Pfarrer, er hatte einmal auf der Kanzel gesagt: Wenn man Gott im Vertrauen um etwas bittet, wird er die Bitte erhören. Ich bin wieder auf die Wiese gegangen, habe gebetet und gebetet, auf einmal stößt mein Fuß an einen harten Gegenstand, es war mein Taschenmesser. Seit dieser Zeit bin ich ein überzeugter Gläubiger geworden, bis auf den heutigen Tag! [...]

„Einiges aus meinem Leben“, berichtet von Bauer X., Jahrgang 1897, aus dem Wieratal

Durch die beiden jungen Pfarrer Leffler, Niederwiera, und Leutheuser, Flemmingen, war das ganze Wieratal und darüber hinaus begeistert für die NSDAP, überall wurde in Versammlungen für die Idee von Adolf Hitler geworben. Ich selber wurde überzeugter Anhänger und trat 1932 der Partei bei. Leider war durch den unseligen Krieg alles Aufgebaute zunichte gemacht. [...]

Nun sind wir beinahe 4 Wochen durch Polen gezogen, jeden Tag zirka 40 km, jeden Tag ein anderes Quartier. Ein richtiges Zigeunerleben, die beiden Schmiede suchten Nachtschlafstätten und wir zwei hatten noch die Pferde zu versorgen. Ich habe das Landleben in Polen richtig kennen gelernt. In der Stube keine Dielen, die Fenster gingen nicht aufzumachen, selten elektrisches Licht. Als wir an die Weichsel kamen, war Hochwasser und wir konnten nicht weiter.

Waren da nochmal in einem Dorf einquartiert und nach 8 Tagen noch mal mit der Bahn verladen und bis Krasnikow gefahren. Von da noch 15 km wurden die 3 Batt. 1 auf mehrere Dörfer verteilt. Unser Ort hieß Wilksbole. Ich habe da bis März ein ruhiges Leben geführt. [...] Anfang März bin ich dann entlassen. Die Gemeinde hatte mich als Bürgermeister reklamiert. Nun war ich wieder daheim, mußte mich erst wieder einleben. Auto war nicht mehr da, der Geschirrführer eingezogen. Hatte da zwei gefangene Ukrainer eingestellt. Das Kriegsende kam heran und wurde immer trostloser. Ende 1944 fielen zwischen Ziegelheim und unserem Ort 12 Bomben. Da zersprangen bei uns alle äußeren Fensterscheiben. Bei Ulbricht vor dem Wohnhaus riß eine Bombe ein 3 m tiefes Loch. Am 21.3.45 war ein Luftgefecht über uns. Ein 4-motorischer amerikanischer Bomber zerschellte und 1 Motor davon flog auf unser Dach zwischen Scheune und neuem Stall und blieb glücklicherweise in der Kellerdecke hängen. Im Keller gerade darunter saßen mehrere Frauen mit Kindern. Die warn aber erschrocken. Die anderen 3 Motore und der Rumpf lagen im Gelände nicht weit davon. Es kam dann ein Räumtrupp und sie fuhren die Trümmer von dem Bomber ab.

Am 12.4.45 kamen die Amerikaner und besetzten uns. Sie durchsuchten alles, vor allem noch Wehrpflichtige wurden mitgenommen. Auch waren Gefangene vom Bauer misshandelt worden und von diesen gemeldet. So ist der Bauer Florus Berger daraufhin erschossen worden.

1945 war ein sehr zeitiges Frühjahr. Mitte April legten wir schon Kartoffeln. Gegenüber der Mulde waren auch schon russische Truppen und es durfte niemand rüber und nüber, es war eine schlimme Zeit. Aber schlimmer sollte es noch kommen. Immer kamen Flüchtlinge aus Schlesien und übernachteten hier und es gab für mich viel Ärger und Aufregung. Wir haben sie auch gern aufgenommen und beköstigt, es ist doch schwer, Haus und Hof verlassen zu müssen und man weiß nicht wohin. ich glaube, das war ehe der Amerikaner kam.

Am 8. Mai war nun der Krieg zu Ende und was nun kam, will ich nun schildern. Am 1.7. verließen uns die Amerikaner und wir wurden Russisch. Ich wurde nun gleich, da ich der Nazipartei angehörte, als Bürgermeister abgesetzt und ein anderer, der nicht der Partei angehörte, eingesetzt.

Am 28.7. kommt die Polizei zu mir. Herr X., Sie müssen am nächsten Tag um 4 Uhr nachmittags nach Frohnsdorf zu einer kurzen Verhandlung kommen. Dort waren noch 5 Freunde von mir, aber keine Verhandlung. Es ging von dort, geführt von einem Polizisten, zum Bahnhof Wiesebach, nach Altenburg ins Gefängnis. Ich kam mit Kurt Trenkmann, Langer Erich und später noch sein Bruder Otto Langer in eine Zelle. Vor-

her wurden uns die Hosenträger und andere Wertsachen abgenommen. Am anderen Tag wurden wir von einem Russen vernommen. Das war in den 3 Jahren meine einzige Vernehmung. Glücklicherweise hatten wir mit unseren Angehörigen noch Verbindung, konnten durch den Wärter mal einen Brief heim schreiben und bekamen alle Woche ein Paket, was uns auch ausgehändigt wurde. Von dem bisschen Essen, was wir in Altenburg erhielten, wären wir in den 8 Wochen, die wir dort waren, schon halb verhungert.

Am 23.9. kam der Russe rein, wer hat Mantel, doppelte Wäsche, er fragte mich zuerst. Er schrieb mich auf, die anderen 3 hatten nichts. Mir war es unheimlich. Kurt Trenkmann sagte, vielleicht ist das Dein Glück, wir kommen auch noch nach und er hatte Recht. Morgens um 3 Uhr: X. (ich) raustreten. Draußen stand die grüne Minna und viele Bekannte stiegen mit mir in den Bus. Fort ging es über Gera, Jena, dann bei Tagesanbruch standen wir vor dem berühmten Buchenwald. "Jedem das Seine" stand am Eingang. Ein paar Russen musterten uns. Wer paar gute Stiefel oder sonstig Gutes anhatte, wurde es los und dafür erhielt er was Gewöhnliches. Wir wurden nun in einen großen Steinblock eingewiesen und in den Betten lagen wir dann zu dritt. Da noch nicht eingezäunt war, mussten wir zum Mittagessen in die Küche und unsere Graupensuppe am Tisch essen.

Uns gegenüber saß ein Gebildeter, aber auch Gefangener. Wir kamen ins Gespräch. Er war beauftragt, die Desinfektions-Badeanstalt zu übernehmen und erstmals sauber zu machen. Wir hatten ihm vorher Brot und noch anderes, was wir von Altenburg aus mitbrachten; gegeben. Er schrieb uns auf, natürlich kommen wir mit. Am nächsten Tag beim Appell rief er uns auf und wir gingen mit. Es waren ca. 60 Mann, die den Schmutz und Unrat dort zu beseitigen hatten. Kam Busse, war ein Lehrer aus Sonneberg, rief uns zu sich, er brauchte 28 Mann, ob wir bei ihm bleiben wollten. Natürlich sagten wir zu. Es waren außer mir Konrad Schmidt Lohma, Walter Ulbricht Buscha, Reinhold Teichmann Boderitz und Herbert Hoffmann Langenleube-Ndh., mit dem ich heute noch Freundschaft halte. Die anderen waren meistens aus der Sonneberger Gegend.

Wir zogen nun gleich dorthin und hatten das große Los gezogen. Alle Neuankömmlinge wurden gebadet und desinfiziert. Die Kleidung hatten wir abzunehmen und, versehen mit einer Nr., an den Betreffenden wieder auszuhändigen. Am 1.10. kamen dann auch die anderen Wierataler, auch die 3 Freunde aus der Zelle, die ich 8 Tage vorher verlassen hatte.

Am 7.10.1945: Es war gerade Sonntag, wir konnten noch frei herumlaufen, später wurde jeder Block eingezäunt, besuchen wir mal die vor 8 Tagen angekommenen Freunde. Kurt Trenkmann unterhielt sich angeregt mit seinem früheren Getreidehändler R. Teichmann, der mit bei uns war. Auf einmal wird Kurt Trenkmann blaß, hob die Arme und starb, sozusagen in unseren Armen an Herzschlag. Wohl ihm, er hätte es sowieso nicht durchgehalten.

In dem Lager waren ca. 14.000 Häftlinge untergebracht, mehrere große Steinblocks, darin waren dann noch Holzbaracken, 1 Kino- und Kulturraum, aber nicht für uns, sondern für die, die in der Nazizeit hier waren. Sie hatten es bestimmt besser, bekamen mehr zu essen, erhielten Zeitungen, hatten Radio und Verbindung mit zu Hause. Vor allem, sie konnten arbeiten. Wie gut ich es da hatte, alle 14 Tage kam eine andere Baracke baden und ich wusste dann, heute kommt der oder der Bekannte. Ich konnte denselben Mut machen und 1 Liter Graupensuppe geben, da wir mehr bekamen. Im Febr. 1946 sah ich bei den Neuankömmlingen, alles Jugendliche, ein bekanntes Gesicht: Höfler Günter aus Niederwiera. Wie froh und dankbar war ich, daß mein Gerhard nicht dabei war. Ich erfuhr nun, daß ich enteignet war und dass G. bei K. in Gösdorf war, leider, wo die übrige Familie sich aufhielt, wusste er nicht. Im Februar 1947 wurden 1.000 Mann, die noch körperlich einigermaßen waren, nach

Russland verschickt. Ich selbst war vorher mal 8 Tage an Durchfall erkrankt und hatte dadurch etwas abgenommen, kam glücklicherweise nicht mit. Um Weihnachten 1947 bekamen wir auf einmal Zeitungen und ein Russe hielt einen Vortrag, wie es draußen aussieht. Und das Essen wurde etwas besser. In einer Berliner Zeitung las ich eine Verordnung, dass allen Enteigneten, bei denen nichts Strafbares vorliegt, zu überprüfen sind und, wenn nichts vorliegt, bis 15.5.48, das Eigentum den Betreffenden zurückzugeben ist. Ich glaubte nun fest daran, daß die Enteignung meines Hofes wieder aufgehoben und meine Familie wieder dort ist.

Am 7.4.48 wurde ich plötzlich aufgerufen, mit sämtlichen Sachen zum Kulturraum zu kommen. Ich verschenkte einige Kleidungsstücke, denn ich war überzeugt, die Entlassung geht los. Wir kamen in eine Holzbaracke und es sah noch nicht wie Entlassung aus. Das Essen wurde bedeutend besser und richtiger, sogar zu rauchen gabs Zigaretten. Na, wir sollten zunehmen. Meine Silberhochzeit wollte ich doch gerne zu Hause feiern. Wie viele Kameraden da noch sicherlich krank geworden sind und konnten nicht mehr heim.

Endlich am 12.7. wurden wir aufgerufen, mein Freund Herbert Hoffmann war auch dabei, in den Entlassungsraum geführt. Der Russe untersuchte unsere Kleidung, die wir ausziehen mussten, meinen Lodenmantel und Schuhe musste ich dort lassen, bekam dafür ein Paar leichte Schuhe und 20 Mark. Wir wurden dann nach Weimar zum Bahnhof gefahren. Ich wollte nun erstmal nach Gößnitz zu meiner Nichte. Dort erfuhr ich nun, dass ich nicht mehr nach X. konnte. Am anderen Tag kamen dann X.'s mit der lieben Mutter und holten mich nach Tettau, dort fand ich wieder herzliche Aufnahme. Was da alles nach 3-jähriger ungewisser Abwesenheit auf einen zukam, ist nicht zu beschreiben.

In Memoriam Walter Landgraf

(von Pfarrer Matthias Brand)

Als blutjunger Pfarrer kam ich 1980 in das Städtchen Waldenburg mit den Dörfern Schwaben und Dürrenuhlsdorf. Die kleinbürgerliche Stadt konnte nicht unterschiedlicher sein als die selbstbewussten Bauerndörfer mit ihren riesigen und reichen LPGs. Nach einem ersten Gespräch in der großen Bauernstube setzte mich der Bauer Walter Landgraf in seinen „Wartburg“ und fuhr mit mir über Land. Vor jedem Gehöft hielt er an: „Das sind diese und jene ... hier musst du das beachten ... und da jenes.“ Unvermittelt hatte er aus dem „Sie“ gegenüber dem gar zu jungen Pfarrer in das vertraute „Du“ des Vaters gewechselt, denn genau das war oder wurde er immer mehr, ein väterlicher Freund. Ich sah im winterlichen Grau zum Fahrersitz: ein baumlanger Mann mit einer riesigen Nase, unvergessliche Erscheinung! Bei Wind, Wetter, selbst bei Glatteis versäumte er keinen Gottesdienst oder Gemeindegottesdienst. Mit dem Beil hackten wir, er und ich, die Balken des Kirchturms in Schwaben ab, um des Holzbockes endlich Herr zu werden, der sich derweil in unsere Arme, ja selbst in den Schweiß unserer Gesichter gebohrt hatte.

Eines Tages standen wir auf seinem Hof ... oder was davon übrig war: Von den mächtigen Vierseithöfen gehörte das Wohnhaus der Familie. Dies war schön hergerichtet. Der Rest aber gehörte der LPG, herunter gewirtschaftet bis zum Verfall, eben DDR: „Ruinen schaffen ohne Waffen.“ Doch der Fußbalken des Fachwerks der Remise war säuberlich und farbenprächtig restauriert: „Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der beste Lebenslauf.“ Walter Landgraf sah meine Verwunderung: „Das war ich.“ Er zog mich in die Mitte, wir setzten uns auf die Mauer, die den Misthaufen umgab, sahen auf den Balken.

Lange schwieg der Mann. Dann begann er sehr vorsichtig: „Ja, ich war der Ortsbauernführer. Mit eigener Hand, hier, sieh sie dir an, diese Hand (eine riesige, knorrige Hand), habe ich das Hitlerbild in Schwaben auf den Altar gestellt. Das war ich. Ich bin in den Krieg gezogen – mit Hurra ... und „Blut und Boden und Lebensraum im Osten.“ Er hielt inne, Tränen rollten über seine markanten Wangen: „Stalingrad. Weißt du, was Stalingrad war?“ Ich wusste und weiß es nicht – oder eben nur aus Geschichtsbüchern. Alle Überlebende Stalingrads, die ich zuvor getroffen hatte, mussten weinen, alle. So wagte ich nicht, weiter zu fragen und seine Persönlichkeit anzutasten. Langsam erzählte er weiter: Er war entkommen, unvorstellbar. Unvorstellbar auch das Elend und das Sterben der Entronnenen in Gefangenschaft. Doch kein böses Wort über die russischen Wächter, die ihr karges letztes Brot mit den Gefangenen geteilt hätten. Zu Hause angekommen, fand er seinen Hof als eine Schatzkammer unvorstellbaren Reichtums. Dies war der Bereich der „Hamsterfahrten“ hungernder Städter vor allem aus dem nahen Chemnitz und andern Städten: Eine goldene Uhr für ein kleines Säckchen Kartoffeln, ein Collier für ein paar Körner Getreide, ein kostbarer Teppich für ein paar Rüben ... und so weiter. Seine junge, energische Frau hatte den Hof mit ein paar Helfern und natürlich russischen Kriegsgefangenen weitergeführt. Lange sah er sich das an und dann sagte er seiner Frau: „Das ist kein Segen. Das ist Fluch.“ Sie verstand ihn nicht. Aber er lud die kostbare Habe auf das letzte Gefährt, das ihm geblieben war, und versuchte zurückzugeben. Viele Besitzer fand er nicht mehr, ausgebombt, unauffindbar verschwunden. So spendete er den Rest dem Roten Kreuz. Walter Landgraf saß und sann, sah über die heruntergelumperten Wirtschaftsgebäude seines einst so stolzen Hofes. Und dann diese Sätze, die sich mir bis zum Tod eingegraben haben: „Das alles geschieht uns recht. Der deutsche Bauer hat nie wieder

das Recht, auch nur eine einzige eigene Scholle zu bewirtschaften – nicht nach dieser Schuld!“ (Wahrlich, ich habe hernach und aus Anlass mancher Bestattung noch so viel über Bauern, über deren braune Vergangenheit, über ihr unmenschliches Denken und Tun erfahren!). Stumm saß ich da auf dieser niedrigen Mauer um den Misthaufen. Und da ging der alte Mann noch weiter: „Tja ... und du als Pfarrer musst's nun ausfressen. Dass die Leute heute so gottlos sind, das ist auch meine Schuld. Ich möchte dich jetzt mal segnen, damit du Kraft hast.“ Ich stand auf, 26 Jahre alt, und beugte mich voller Demut unter die segnenden Hände des großen Landgrafen mitten auf seinem Hof. Zu seiner Beerdigung habe ich ihm die Verse mit in die Ewigkeit gegeben: „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, dass ich Gottes Angesicht schaue?“ Heute, Walter Landgraf, heute.

(Verfasser: Matthias Brand (Pfr. i. R.), OT Cunersdorf, Dorfstr. 10, 09456 Annaberg-Buchholz, 25.11.2019)

„Ein kirchlicher Sumpf“

Ein früherer Pfarrer der Kirchgemeinde Oberwiera schreibt an Joachim Krause nach der Lektüre des Buches „Im Glauben an Gott und Hitler“:

„... Natürlich habe ich mich gleich mit dem Buch beschäftigt und war ziemlich erschüttert. Ich wusste zwar, dass es in der kirchlichen Vergangenheit Berührungen zu den Deutschen Christen gab, aber dass es so heftig war, hatte ich nicht gedacht. Wie diese beiden jungen Pfarrer schon Jahre vor Hitlers Machtergreifung derart fanatische Anhänger Hitlers und Vertreter des nationalsozialistischen Gedankengutes waren, ist erschütternd. Man kann es einfach nicht fassen, wie ordinierte Pfarrer sich völlig vom kirchlichen Bekenntnis lösen können und ihre Gemeinden in die Irre führen konnten.

Mich beschäftigt aber auch, in welcher Unkenntnis ich gewesen bin. Oberwiera war 19XX meine erste Pfarrstelle, ich war 25 Jahre alt. Das Thema "Deutsche Christen" und "Pfarrer Leffler" ist mir nirgends begegnet. Ich kann mich nicht erinnern, dass irgendein Gemeindeglied oder Kirchvorsteher jemals davon gesprochen hat. Noch mehr verwundert mich, dass weder der Superintendent noch ein anderer Verantwortlicher der Landeskirche dieses Thema angesprochen hat. Ich wurde in Unkenntnis gelassen und konnte nicht sensibel auf mögliche Signale achten.

Die relative Unkirchlichkeit in den Dörfern war deutlich spürbar. Aber dass die Gemeinde nach einem solchen kirchlichen Sumpf der Vergangenheit ganz neu wieder aufgebaut werden musste, konnte ich nicht ahnen.

Vor und nach mir wurden ebenfalls unerfahrene Anfänger im Pfarrdienst in diese Gemeinden geschickt – welch ungeschicktes Vorgehen.

Das hat die Gesprächsbereitschaft zwischen den alteingesessenen Gemeindegliedern und den "jungen Spunden" nicht gefördert. Seelsorgerliche Gespräche, die in die Tiefe gingen, waren selten.

Sie haben die völlig unzureichende kirchliche Aufarbeitung in Ihrer Dokumentation angesprochen. Verdrängung und Stillschweigen gehören dazu.

Die Beschäftigung mit Ihrem Buch und der Dokumentation hat mich aufgewühlt, aber sie war ein Gewinn für mich ...“

X.

Klaus Scheler: „Entzaubert“

Zeitzeugenbericht 1932 – 1964, Eine historische Skizze
(Buch, 2010 im Selbstverlag erschienen)

*Der Autor Klaus Scheler, geb. 1932 in **Ehrenhain** / Thüringen (in der Nähe des „Wieratal“), studierte in Leipzig politische Ökonomie und Rechtswissenschaft. Nach seiner Flucht (1954) aus dem Herrschaftsgebiet „des realen Sozialismus“ studierte er an der Freien Universität in Berlin Volkswirtschaft und an der Uni Tübingen Rechtswissenschaft. Klaus Scheler beschäftigte sich zeitlebens auch mit Fragen der politischen und gesellschaftlichen Moral und geriet dadurch, nicht zuletzt als Pazifist, immer wieder in Konfrontation mit Religion und staatlicher Macht. Nach mehrmaligen Fernostreisen, insbesondere nach Nepal, widmete er sich dem Buddhismus und dem Hinduismus. Er gewann dort die Überzeugung, dass auch zwei völlig verschiedene Religionen friedlich und tolerant nebeneinander existieren können. Als Leiter der BUND-Gruppe Rheinfelden engagierte er sich im Umweltschutz, was in einer Chemieregion (PCP, Holzschutzmittel, Chemieabfall) auf starken Widerstand konservativer Parteien stieß. Seit 1990 lebte der Autor mit seiner Lebensgefährtin Dorothea Körner im Südschwarzwald.*

(Seite 13) Im Frühjahr 1938 waren meine Eltern mit mir und meiner Schwester Annelies in das „Haus Anna“ eingezogen, welches die Zentralgenossenschaft Raiffeisen⁶ meinem Vater in Ehrenhain als Geschäfts- und Wohnsitz überlassen hatte.

(Seite 187) Und Vaters Hitlerglaube? Nun, der hatte auch schon Risse bekommen, seit wir Polen überfallen hatten, aber das durfte er nicht laut sagen, sonst konnte er als Geschäftsführer bei Raiffeisen einpacken. Jedenfalls waren seine Vorgesetzten bei der Hauptzentrale sehr gläubig, was den Führer betrifft.

(Seite 10f.) Es entspricht der knapp zweitausend Jahre währenden kirchlichen Praxis, dass die christliche Kirche nur durch ihre Anpassungsfähigkeit an die jeweiligen politischen Verhältnisse erfolgreich fortbestehen konnte. So wundert es nicht, dass die christlichen Religionsgemeinschaften nach dem kläglichen Ende des Dritten Reiches ihre vormalige aktive Unterstützung leugnen und ihre Aktivitäten sogar in das Gegenteil verkehren: Die christlichen Mittäter von 1932 bis 1945 wurden nach dem Untergang des Dritten Reiches plötzlich zu dessen Opfern.

⁶ die spätere BHG in Ehrenhain; Mit der Gründung des Flammersfelder Hilfsvereins zur Unterstützung unbemittelter Landwirte (1848), des Heddesdorfer Darlehnskassenvereins (1864) und der Rheinischen Landwirtschaftlichen Genossenschaftsbank (1872) schuf der Sozialreformer Friedrich Wilhelm Raiffeisen (1818–1888) Modelle zur Unterstützung unbemittelter Landwirte und für landwirtschaftliche Einkaufsgenossenschaften zum günstigen Einkauf von Produktionsgütern wie beispielsweise Saatgut und Düngemittel. Sowohl der „Grüne Kredit“, der vorsah, Saatgut und Dünger mit der späteren Ernte zu bezahlen, als auch die gemeinsame Erntevermarktung und die örtlich verwalteten Spar- und Darlehenskassen wurden in vielen Dörfern Deutschlands entsprechend seinen Vorschlägen eingeführt. Mindestens sieben Bauern waren erforderlich, um dörfliche Genossenschaften zum Einkauf oder Vertrieb zu gründen.

(Seite 47ff.) **Füttern verboten**

... In meinem Notizbuch stand: „11. Oktober 1942 – nicht füttern“. ...

als wir hinter Garbus rechts in den langen Feldweg einbogen ... in den Leinawald ... Dann ging es den breiten Weg in den Wald hinein bis hinunter zur stillgelegten Sandgrube. Damit hatten wir auch den links liegenden Buchenwald erreicht. Hier, an alten Baumstümpfen, gab es jede Menge Hallimasche und Stockschwämmchen. Wir schwärmten zum Pilzsuchen auf Sicht- und Rufweite aus. Herrlich war es hier in diesem herbstlichen Wald, in dem man sich in den herzhaften Geruch des Buchenlaubes wie in ein seidenes Tuch hüllen konnte. Ab und zu stieß man auf eine Eiche, deren vielfarbige Herbstblätter eine Abwechslung zum Gelb des Buchenlaubes boten.

Mein kleiner grüner Blecheimer war schnell gefüllt, was bei den gefundenen drei großen Ziegenlippen und dem prächtigen Perlpilz keine Kunst war. Am unteren Weg dieses Waldstücks, der entlang dem hohen Drahtzaun des Flugplatzes führte, trafen wir uns und zeigten einander stolz die Ausbeute dieses Nachmittags. Nun wendeten wir uns nach rechts und folgten dem Drahtzaun, um dann nach einigen hundert Metern wieder auf den breiten Waldweg zu kommen, der uns an der Sandgrube vorbei, zurückbringen sollte.

Plötzlich tauchten vor uns neu errichtete Holzbaracken auf, die hinter dem Stacheldrahtzaun am Rande des Rollfeldes lagen. Vor und zwischen den einzelnen langgestreckten Baracken, die so groß, aber längst nicht so adrett wie die Baracken des Reichsarbeitsdienstes am oberen Ende der Münsaer Linden waren, sahen wir jetzt einige kahlköpfige, ausgehungerte Menschenwesen in olivgrünen Uniformresten.

„Russische Kriegsgefangene“, sagte der Vater.

„Arme Menschen“, meinte die Mutter.

Wir blieben stehen.

Einige dieser Menschenwesen krochen auf dem Erdboden herum und zupften Gras, welches sie sich hastig in den Mund schoben, während die tiefliegenden, großen Augen schon wieder suchend weiterirrten.

„Bolschewistische Untermenschen sind das“, hatte ich in der Schule gelernt, welche „kannibalisch verroht“ sogar „die Leber ihrer toten Kameraden nicht verschmähten“. Voller Abscheu hatten wir Schulkinder uns geschüttelt und hatten während solcher Erzählungen die blutverschmierten, mongolischen Fratzensgesichter dabei deutlich vor Augen. Wir stellten uns vor, wie sie dem toten Freund mit gierigen Krallenfingern die rote Leber aus dem Leib fetzten – was für Ungeheuer!

Jetzt lernte ich diese „Untermenschen“, wie die Zeitungen, die Lehrer und Rundfunksprecher die Slawen nannten, zum ersten Male selbst kennen, sah sie leibhaftig vor mir. Aber ich sah nur Menschen, welche ausgehungert Grashalme und Kleeblätter in den Mund stopften. Ich sah Menschen, welche mir unendlich Leid taten.

Vater schwieg, schluckte und bekam wieder seine feuchten Augen. Ich wischte mir die Tränen aus den Augen und versuchte tapfer zu sein. Mutter blickte dagegen nicht mitleidig erstarrt zu den Elendsgestalten hinter dem Doppelzaun, sondern holte, leise schimpfend, zwei Äpfel und den Rest der Fettbommen aus der Leinentasche, warf Äpfel und Bommen über den Zaun und ...

„Was machen Sie da?“, brüllte in diesem Moment eine männliche Stimme, und wir sahen einen deutschen Wachsoldaten wütend auf uns zukommen. „Wissen Sie nicht, dass das verboten ist?“

„Aber die haben doch Hunger?“, verteidigte sich Mutter.

„Füttern verboten!“, sagte der deutsche Soldat streng und fügte dann etwas milder hinzu: „Das sind doch nur Russen!“

„Aber es sind Menschen!“, erwiderte zornig die Mutter. Der Soldat drehte sich mit rotem Kopf zu meinem Vater um, sah voller Verwirrung auf das kreisrunde NSDAP-Abzei-

chen am Revers der Trachtenjacke und sprach ganz ruhig: „Das sollten gerade Sie als Parteigenosse wissen und verstehen.“

Der Soldat drängelte dann mit ruhiger Stimme, fast bittend: „Gehen Sie nun mit Ihrer Familie weiter. Machen Sie mir keinen Ärger“, und dann, nach einigen Zögern, kam das höchst unsoldatische Wort: „... bitte!“

Mutter flüsterte, sich der überstandenen Gefahr bewusst: „Ein Glück, dass Vati in der NSDAP ist!“

Als Mutter die Wohnzimmertür öffnete, preschte Peter an ihr vorbei, rannte die Treppe hinunter und schlüpfte zwischen Vater und der offenstehenden Haustür in den Garten. Mir schien, der schwarze Peter hatte im Rückenfell einen kleinen gelben Flaum stecken.

Mutter kam uns laut schimpfend entgegen: „Annelies hat den Kater doch nicht aus dem Wohnzimmer gejagt. Jetzt hat der Balg das Hänschen gefressen.“

„Ein blöder Sonntag ist das heute“, rief ich und wischte mir die Tränen mit dem Jackenärmel vom Gesicht.

Dann ging ich in mein Zimmer, holte den Schuhkarton mit den gesammelten Bildern der deutschen Fronthelden, der Ritterkreuzträger und Heerführer unter dem Bett hervor und zerriss alle Fotos, auch den gerahmten Spruch, den Annelies aus einem Heft ausgeschnitten und an die Wand gezweckt hatte, warf ihn zerknüllt zu den Fotofetzen in den Karton. Der Spruch hatte irgendwas über den Heldenmut der deutschen Soldaten zum Inhalt, aber als ich den Text vor dem Wegwerfen nochmals las, flimmerte auf dem Zettel, wie von Geisterhand gemalt, das Bild des Wachsoldaten auf, der heldenmütig ausgehungerte Kriegsgefangene bewachte und todesmutig Mutter zurief: „Füttern verboten!“ – Seit diesem Tag habe ich nie mehr die Bilder von „deutschen Helden“ gesammelt.

Anfang Dezember war das Russenlager verschwunden. Die meisten russischen Soldaten waren, wie der Vater erfuhr, verhungert, der Rest war in das KZ Buchenwald transportiert worden.

(Seite 52) **Schulfrei zum Blutrühren**

Ein Freitag im Dezember 1942. Ein Wintertag wie jeder andere. Doch nicht so für mich, als die Mutter mich morgens um fünf Uhr aus dem warmen Bett rief – und auch nicht so für Müllers Hausschwein Erna, das der Hausschlachter Kurt Thieme um sechs Uhr aus dem warmen Stall trieb. In Nirkendorf, gleich links unterhalb der großen steinernen Eisenbahnbrücke, lag Müllers schmucker Bauernhof. Bauer Fritz Müller baute nicht nur Weizen, Kartoffeln und Zuckerrüben an, sondern er hatte auch sechs zugkräftige braune Pferde, vierzehn spendenfreudige Milchkühe, fünf fette Schweine und über zwei Dutzend braune Leghorn⁷. Im gepachteten Gemeindeteich schwammen Schleien und Karpfen, und die Wasseroberfläche war bis zur Weihnachtszeit von sechs bis acht Gänsen und noch mehr Enten bevölkert. Doch Herr Müller war nicht nur Bauer, sondern auch der zuständige Ortsbauernführer und damit der „Führer“ der anderen acht selbständigen Bauern in diesem Einhundertsechzehn-Einwohner-Dorf, und, das war wohl das wichtigste, Herr Müller war ein Freund meines Vaters. Das war der Grund dafür, dass wir, die ganze Familie Scheler, stets zu den jährlichen Hausschlachtungen bei der Familie Müller eingeladen wurden. Da diese kalorienreichen Festgelage stets an den Wochentagen stattfanden, waren Annelies und ich meistens schulisch an der vormittäglichen Teilnahme verhindert. Wir trafen so erst nachmittags zur Wurstsuppe, zur frischen Wurst und zu Obst- und Streuselkuchen ein. Dieses Jahr war das anders – dank unseres Hausarztes Dr. Paul Liebelt. Denn dieser Doktor (Mutter sagte mir,

⁷ Hühnerrasse

dass der Arzt nicht in der Partei sei) hatte mir eine schwächliche Konstitution bescheinigt, was meinen Vater veranlasste, auf eine kräftige, aufbauende Ernährung zu achten, damit ich nicht nochmals vom Jungvolkdienst zurückgestellt werde.

(Seite 54) „Bestimmt nicht?“, wollte ich vom Hausmetzger Thieme wissen, denn er war eine hohe Persönlichkeit, zumal er doch auch noch unser Bürgermeister und der Ortsgruppenleiter war: „Schlachtviecher haben nie ‘ne Ahnung, was kommt, das kannst du mir gloom, Klaus.“ „Das kann man in jeden Krieg erleben“, rief Lieselotte Müller, die gerade mit zwei Eimern eingeweichter Kleie über den Hof ging.

(Seite 61ff.) **Weihnachten – Tränen der Polenmädchen**

... Ende Dezember wurde es besonders kalt. Durch den Frosteinbruch mit glatten Straßen und meterhohen Schneeverwehungen war im großen Lagerhaus der Raiffeisengenossenschaft viel Arbeit liegengeblieben. Getreidesäcke waren in bereitstehende Güterwaggons zu verladen, und Düngemittel mussten in Papiersäcke abgefüllt werden.

Den beiden Kriegsgefangenen wurden deshalb noch zwei Polenmädchen zugeteilt, damit diese Arbeiten unter Aufsicht unseres Lagerarbeiters Gellert schnell und reibungslos erledigt wurden. – Die Mädchen waren total verängstigt, denn sie waren in ihrer Heimat von SS-Greifern auf der Straße weggefangen und sofort nach Deutschland transportiert worden. Ohne Abschied von den Eltern. Begreiflich, dass sie vor jeder deutschen Uniform eine furchtbare Angst hatten. Diese zwei waren als „Zwangsarbeiterinnen“ auf irgendeinem Bauernhof beschäftigt, wo zurzeit wenig zu tun war. Auf ihren grauen Steppjacken und den Kittelschürzen trugen sie ein aufgenähtes „P“ für „Pole“.

Mit Hilfe von Herrn Gellert richteten meine Mutter und ich für die vier Ausländer im kleinen Lagerhausbüro eine Weihnachtsfeier her. Eine Weihnachtsfeier mit Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern war natürlich streng verboten.

„Wir wagen es. Es ist schließlich das Fest der Liebe“, sagte meine Mutter. Sie setzte sich immer für die Unterdrückten und Gefangenen ein – genau so wie Jesus damals, grübelte ich. Eigentlich war sie tausendmal besser als alle die anderen Christen. Und ich dachte an das Kriegsgefangenenlager im Leinawald. Während die Mutter Äpfel und unsere Bemmen über den Stacheldrahtzaun warf, gingen die anderen Christen in die Kirche und sangen Choräle. Und jetzt wollte Mutter sogar eine Weihnachtsfeier für die Gefangenen veranstalten.

„Wenn wir erwischt werden“, sagte Vater, „dann kommen wir ins Gefängnis. Also, seid bitte sehr vorsichtig und passt gut auf. Sagt das auch Herrn Gellert.“ Mutter versprach vorsichtig zu sein, und ich musste den Eltern schwören, niemanden etwas von der Weihnachtsfeier zu verraten.

Im nahen Wald holte ich eine kleine Fichte und trug sie ins kleine Büro im Lagerhaus. Dann wurde das Bäumchen geschmückt – mit roten Kugeln und etwas Lametta. Der kleine Schreibtisch war mit einer weißen Tischdecke zum Weihnachtsfesttisch umfunktioniert worden und war mit Tellern, Schüsseln, Weihnachtsgebäck und einer großen brennenden Weihnachtskerze festlich hergerichtet.

Der Lagerarbeiter Gellert hatte das große Grammophon von unserem Haus in das Lagerbüro geschleppt, und ich hatte unsere schönste Weihnachtsschallplatte aufgelegt. Mutter hatte einige Stücke unseres Gänsebratens samt Rotkraut und selbstgemachten Thüringer Klößen nochmals aufgewärmt und brachte die Töpfe in dicke Decken gehüllt auf unserem kleinen Handwagen zum Lagerhaus. Alles musste heimlich und ohne Aufsehen geschehen.

Dann riefen wir Maria und Ludmilla, René und Marcel.

Sie wuschen sich in der Waschschüssel vor dem Lagerbüro die Hände und betraten etwas verlegen den kleinen Festraum. Ich hatte kurz vorher den Starhebel des Grammophonkastens umgelegt, und die Nadel fuhr etwas kratzend die abgenutzten Plattenrillen entlang, ihnen dabei gut hörbar das schöne Lied vom "Oh du fröhliche" entlockend.

Maria und Ludmilla kullerten jetzt die Tränen unaufhörlich über die Wangen, während Marcel sein graues Taschentuch aus der Uniformhose holte, sich schnäuzte, und sich heimlich die Tränen aus den Augenwinkeln tupfte. René lächelte und rief fast akzentfrei zu meiner Mutter: „O du fröhliche Weihnachten, Madame!“

Ich stand mit leuchtenden Augen neben dem Grammophon und ließ jetzt das inniglich gesungene Lied: "Es ist ein Ros' entsprungen" erklingen, während Herr Gellert dann und wann vor die Türe ging, um ungebetene Gäste abzuwehren.

Nun sangen auch die zwei polnischen Mädchen ganz leise das Lied von der gnadenbringenden Weihnachtszeit, und ich fand es in Polnisch genau so schön, wie in deutscher Sprache. Vielleicht lag es aber auch an den beiden Mädchen, die das Lied so voller Inbrunst und Schwermut sangen, dass ich vor Rührung immer wieder schlucken musste.

Die dünnen Kerzen des Weihnachtsbaumes waren inzwischen fast niedergebrannt und mussten gelöscht werden. Das hatte für die Mutter Signalwirkung. Sie wickelte die Töpfe aus den Decken und bat die vier Weihnachtsgäste, Platz zu nehmen. Der Duft von Gänsebraten, Beifuß und Bratäpfeln überdeckte den mehligem Geruch der Lagerhalle. Die beiden Mädchen strahlten uns an und sagten immer wieder: „Danke, danke, gute Frau ... guter Junge ...“ Und zu Herrn Gellert: „Guter Mann“ und langten jetzt herzlich zu. Dieser Tag, zwei Tage nach unserem familiären Weihnachtsfest, war der eindrucksvollste Weihnachtstag, den ich bisher erlebt hatte.

(Seite 77f.) Aber zunächst wurde mir noch ein Jahr in Freiheit geschenkt. An einem Nachmittag im März 1942 wurde mir von Mutter eröffnet: „Heute gehen wir zum Doktor! Es ist höchste Zeit.“

Da ich keine frischen oder eiternden Wunden, kein Fieber und keine Bauchschmerzen hatte, war mir der Sinn eines Arztbesuchs schleierhaft. Auf meinen entsprechenden Protest hin, wurde mir die Wichtigkeit des Arztbesuchs erklärt:

„Am 20. April, Hitlers Geburtstag, müssen die zehnjährigen Jungen und Mädchen zur Hitlerjugend. Ich denke jedoch, dass du für den Dienst viel zu schwach und kränklich bist. Ich habe das schon mit Herrn Liebelt besprochen.“

„Aber das bin ich doch gar nicht“, widersprach ich.

„Willst du denn zum Jungvolk?“ fragte die Mutter.

„Nee.“

„Siehste.“

„Aber Vater?“

„Wenn der Arzt sagt, dass du krank bist, dann bist du krank. Das wird auch Vater einsehen“, sagte Mutter bestimmt.

Mutter bekam tatsächlich vom Arzt die ersehnte schriftliche Beurteilung, dass ich wegen allgemeiner schwächerer Konstitution (Spulwürmer), Rückgratverkrümmung und dadurch bedingter Haltungsfehler für den Dienst im Jungvolk der Hitlerjugend vorerst nicht tauglich sei. Nach Vorlage dieser ärztlichen Bescheinigung kam von der Bannführung der Hitlerjugend der Bescheid, dass ich für ein Jahr vom Dienst im Jungvolk zurückgestellt sei.

Übrigens: Das verschriebene Stützkorsett wurde nie angeschafft. Die Spulwürmer gingen ab, nachdem ich einen ganzen Tag gehungert und zwei Salzheringe mit nur einer

Kartoffel gegessen hatte. „Bei Salzheringen hauen die ab, da brauchen wir keine andere Medizin“, sagte die Mutter dem Doktor.

Er gab ihr recht.

Aber auch dieses von Dr. Liebelt und meiner Mutter geschenkte dienstfreie Jahr zer-rann. Tag für Tag, Tropfen für Tropfen, bis das Jahresfass leer war.

(Seite 79, 82) Vom hohen Schornstein der Ziegelei grüßte eine große Hakenkreuz-fahne ins Dorf.

Heute wurde ich mit acht anderen Jungen von Ehrenhain in das Fähnlein 27, Stamm 361, als Pimpf aufgenommen.

Unser Fähnlein bestand aus zweiundvierzig Pimpfen und war in zwei Jungzüge unter-teilt: den Jungzug Oberdorf und den vom Unterdorf. Der zuständige Jungzugführer fürs Unterdorf war der blonde Hans Müller aus Nirkendorf, der vom Oberdorf war Pius, der Sohn von unserem Pfarrer. Die Fähnleinführer waren Zamba und später Hans-Günter Meinig. An diesem festlichen Führergeburtstag trug ich zum ersten Mal die vom Vater geschenkte HJ-Uniform und ging mit gemischten Gefühlen hinüber zum Sportplatz hin-ter Johns Bahnschlösschen. ...

Im Laufe des Sommers bekamen wir auch einen neuen Fähnleinführer: Hans-Günter Meinige, denn Zamba wurde im Wieratal Fähnleinführer.

(Seite 89) Richard rief mir zu: „In deinem Kopf hältst Du Gott für einen gütigen, alten Mann mit weißem Rauschbart und freundlichem Lächeln. In den Bombennächten sah ich Gott ganz, ganz anders.“ Richard Stimme wurde leiser und leiser und mir war, als wären die weiteren Worte gar nicht für mich bestimmt: „Er hat blutige Hände und ist ohne Mitleid. Für mich ist das besonders schlimm, denn ich bin katholisch.“

(Seite 180ff.) **Der Todeszug**

Und Gott, den die Menschen dort, wo kein Krieg ist, lieb nennen, schlief auch an dem Tag, als ich den Todeszug beobachtete, der genau vor meinem Zimmer hielt.

Die schlecht geölten Bremsen eines Zuges quietschten nervtötend. Keine dreißig Meter waren es von meinem Zimmer aus bis zu den Gleisen. Dann hörte ich Stimmen, Befehle.

Ich warf „Robinson Crusoe“ auf das Bett, ging zum Fenster und blickte interessiert nach draußen: Ein Güterzug, gerade wurden von bewaffneten Soldaten der SS die Türen zur Seite geschoben, und zum Vorschein kamen Menschen in grauen, gestreiften Kitteln: Häftlinge. Weiter hinten standen Waggonen mit niedrigen Seitenteilen. Normalerweise waren diese Wagen mit Runkel- und Zuckerrüben geladen. Heute bestand die Ladung aus Menschen. Sie hingen über die flachen Seitenteile der Güterwagen: hohlwangig, ausgemergelt. Ich konnte nicht erkennen, ob es Männer und Frauen waren, denn zu formlos hingen die blau-grau gestreiften Kleiderreste an den formlos abgemagerten Körpern. Gespenster in der strahlenden Helle dieses Nachmittags. Irgendwo war vor den anrückenden amerikanischen Truppen ein Zuchthaus oder Straflager geräumt worden. Vielleicht das Konzentrationslager Buchenwald?⁸

Nun sah ich sie selbst, diese inhaftierten „Kriminellen, Juden, Partisanen und Staatsfeinde“, von denen uns in der Schule und im Jungvolk schon so viel berichtet worden war. Aber sie hatten nicht diese wutverzerrten und gefährlichen Visagen, und sie schrien oder sangen auch keine Kampfparolen gegen Hitler. Sie sahen nur hungrig und verzweifelt aus.

⁸ (Fußnote bei Scheler) Erst nach dem Krieg bemerkten die Deutschen, dass sie von Konzentrationslagern nie etwas gehört hatten.

Entlang des Güterzuges der Halbtoten patrouillierten Wächter: Soldaten einer Elite-truppe mit Totenkopfzeichen am Revers.

Ich rannte in die Küche, die Mutter zu holen. Dann standen wir am Fenster und starrten hinüber. „Soll ich denen Essen bringen, Mutti?“

„Wie kannst du einen ganzen Güterzug voller Menschen etwas zu essen bringen? – Außerdem ist es nicht erlaubt. Das weißt du doch!“

„Wir können nichts tun?“

„Es gibt eben Zeiten, da gehören die Gefängnisaufseher hinter Gitter“, sagte Mutter leise. Ihre Worte waren wohl mehr gesprochene Gedanken und weniger für mich bestimmt.

„Müssen die Soldaten das tun?“, fragte ich die Mutter.

„Ob die es nun dürfen oder müssen, für manche Menschen ist da kein Unterschied! Sie dürfen es tun, also tun sie es auch. Da sind sie wie schlecht erzogene, garstige Kinder.“

„Aber es gibt auch andere SS-Männer, Mutti, ich meine diese anständigen, deutschen Soldaten?“

„Ja, mein Kleiner, es gibt auch andere!“

Bahnhofsvorsteher Hiller bestätigte später meinem Vater, dass dieser Zug ein Häftlingszug aus dem Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar war. Buchenwald musste geräumt werden, da von Süden her der Ami im Anmarsch sei. Aber keiner wusste jetzt, so berichtete der Bahnhofsvorsteher weiter, auch die Zugbegleitung nicht, wohin eigentlich die Fahrt gehen sollte. Denn drüben, irgendwo im „Nahen Osten“, hinter der Murg, marschierte der Russe nach Westen. Keiner kannte mehr den Frontverlauf. Vielleicht deshalb, weil es eine richtige Front nicht mehr gab.

Herr Hiller plauderte weiter, dass der Zug nach Narsdorf, Richtung Penig, fahren werde. Dort wolle man auch die Toten ausladen. – „Hier im Dorf gaffen zu viele Leute“, führte er aus, stolz auf seine heutige Bedeutung.

„Und die Lebenden?“, fragte Vati.

„... werden vielleicht auf der Flucht erschossen?“

Was ich an diesem Tag gesehen hatte, war für mich kein Abenteuer, sondern die Verwirklichung eines grausigen Gerüchts.

In den vergangenen Monaten hatten Soldaten, die von der Ostfront auf Urlaub kamen, in Andeutungen so furchtbare Dinge erzählt, die Vater nie für möglich gehalten hatte. Früher hatten wir von Heinz Kießhauer dergleichen von den Kroaten gehört, jetzt zunehmend von unseren Soldaten. Nur in die Hände der sowjetischen Flintenweiber, wie man die russischen Partisaninnen nannte, wollte kein Soldat fallen, deren Grausamkeiten gegenüber „gefesselten Soldaten ist unvorstellbar“.

Vater hatte früher bei schaurigen Berichten der Frontsoldaten oft gesagt, dass der Führer damit bestimmt nichts zu tun hat. Jetzt sprach er, flüsternd, so wie Mutter.

An solchen Tagen stieg ich auf meine Denkgabel im alten Apfelbaum und träumte davon, ein allmächtiger Gott zu sein: jeden Menschen, der gegenüber einem anderen Grausames vorhat, würde ich kurz vor der Tat an einem Herzschlag sterben lassen.

Aber ich war halt kein Gott. Und so blieb es bei den vielen Grausamkeiten.